Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1932

16 (20.1.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Heiratskonsens im Himmel

Von Ferdinand Madlinger

Die Pforte sprang auf. Ein junger Mensch kam hereingeschnellt, noch umweht vom Eishauch des Weltraums.

Hackenknall. Eine schnarrende Stimme. „Melde mich gehorsamst zur Stelle. Schliephake, Vorsitzender des Rasseamts der SS."

Der alte Petrus nahm bedächtig seine lange Pfeife aus dem Mund, zog die Brille auf die Nasenspitze herunter und warf einen Blick nach dem Ankömmling.

„Setzens Eahna a wengerl", sagte er und blätterte in einem ungeheuer dicken Buch. „Also was san Sie for oana?"

„Schliephake ist mein Name", wiederholte der Neue mit Betonung.

„Und woher, wamma frogn derf?"

„Von der Erde natürlich."

„Von welcher Erde? Mir ham so viele Erden in unsern Betrieb".

„Von der Erde eben, von der Erde, die sich um die Sonne dreht".

„O, mei Lieba", lachte der Petrus gutmütig, „was glaubens, wia viel Sonnen mir ham. Do müaßens Eahna scho a wengerl deutlicher ausdrucken."

Der Irdische glotzte fremd und schenkte sich die Antwort. Der alte Herr war wohl ein bißchen blemblem.

„Also schildern's halt amol Ihre Erden. Wiaviel Monde hat sie?"

„Einen Mond natürlich", versetzte Schliephake beinahe barsch.

„No, so natürli sind i dös grad net", rügte Petrus. „Und welchene Umlaufszeit hat sie um die Sonne?"

„Dreihundertfünfundsechzig Tage", gab der Gefragte prompt zurück, immer in strammer Haltung.

„Und die Planeten. Hat Ihre Sonne andere Planeten aa no?"

Scharfes Nachdenken. Ein paar angstvolle Furchen zogen sich über die Stirn des Neuangekommenen. „Ach so, Planeten! Jawoll". Und mit schülerhafter Geläufigkeit zählte er auf: „Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun."

„Aha, guat, bravo", lobte Petrus. „Zwar oan ham's vagessen, Herr Nachbar, den Pluto. Na, von dem ham's vielleicht no nix g'hört".

Petrus las in seinem Hauptbuch und nickte. „Stimmt scho. Also setzen's Eahna a wengerl bis der Wagen kimmt."

Der neue Paradiesbewohner nahm einen Stuhl und schaute sich neugierig um. Der alte Petrus schob das dicke Buch beiseite. Ueber seinem Tisch erhob sich eine Schalttafel mit unzähligen kleinen Glühbirnchen, von denen ab und zu eines aufleuchtete. Dann nahm Petrus den Kopfhörer über, horchte und stöpselte.

„Darf ich mir die Frage erlauben, was Sie hier machen?", meldete sich der Mensch nach einer Weile.

„Halt arbeiten", gab Petrus jovial zurück.

„Was arbeiten Sie denn?"

„O, was halt so kimmt! Mit Ihrer Erden hamma allahand z'toa."

„Fabelhaft! Ja, was denn nun zum Beispiel?"

„Dös will i Eahna gern erklären, wann's mi verstengan. Also passens mol auf. Zuerst müaßen's wissen, daß mir do oben koane Zeit net ham. I moan, es gibt koane Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Ham's mi? — — — Ja, grad a so saudumm brauchen's mi net oschaug'n, es is scho so. Zeit is bloß eine Denkform von die Menschen da drunt. Bei uns is Ewigkeit, do gibts koa Vorher und Nachher. Bei uns is alles noch, was scho g'wen is, und was bei Euch erst kimmt, dös is bei uns aa scho. Alles Vergängliche is nur a Gleichnis. Dös wern's scho verstehen lerna."

Der Sprecher blickte den Himmelsrekruten über den Brillenrand forschend an. „Zu welchener Partei ham Sie denn drunt g'hört?"

„Ich war Nationalsozialist". Stolz gab Schliephake das von sich.

Petrus sog ein paar Wolken aus seiner Pfeife, dann sagte er: „No, Sie wern's do no verstehen lerna". Also passen's auf! Was für an Jahrgang schreibens denn da drunt augenblickli?"

„Jahrgang? Neunzehnhundertzweiunddreißig natürlich!"

„Dös natürlich müaßen's Eahna abg'wöhna, Herr Nachbar, i hob Eahna doch grad g'sogt .... No ja, Sie wern's scho no lerna. Also da kommt grad an Anfrag aus Frankfurt zwegen Heiratserlaubnis".

„Heiratserlaubnis?" echote Schliephake höchst interessiert. Das schlug in sein Ressort. „Machen Sie denn das auch?"

„Und ob! Eben werden im Himmel geschlossen, mei Liaba".

„Was Sie sagen! Fabelhaft!"

Also da drunt will a Frankfurter heiraten. Der Bua hoaßt Textor; no a sauberer Bursch is er. Und's Madel hoaßt Lindheimer."

„Lindheimer?" Der Irdische hatte ein spöttisches Zucken um den Mund. „Lindheimer?" Er sprach den Namen aus, als hätte er etwas Saures im Mund, das er ausspülen möchte. „Ja, und die zwei sollen Sie nun zusammengeben. Nach welchen Gesichtspunkten entscheiden Sie denn da?"

„Ha no, man hört eahna die Herztöne ab, ob sich das Herz zum Herzen findet, und nacha gibt ma's halt zamm."

„Da scheinen Sie hier oben noch reichlich zurück zu sein", spottete Schliephake. „Stellen Sie denn keine rassischen Forderungen. Haben Sie noch nichts von Aufnordung gehört?"

„Freili hob i vo dera Sach g'hört."

„Ja, aber wie wollen Sie denn für hochwertige Nachkommenschaft garantieren, wenn sie nicht nordisch bestimmt ist?"

„Halt wann die Leutchen sich gern ham, nacha wird scho was Rechts aa wern. Wer aus Liebe ward, ist gottbegnadet, hoaßt bei uns a Sprichwort. I moan, der Zug des Herzens laßt si do net ausschalten zwegen so'ra schiachen Doktrin."

„Oho", empörte sich der Irdische. „Ich muß bitten, sich jeder Verletzung meiner Weltanschauung zu enthalten."

„Na, san's guat, bös wars so net g'moant. Also Sie tean drunt die Leut aufnorden. Ja, do muaß i scho dumm fragen, was machen's nacha mit die vielen Rundköpf?"

„Die Minderwertigen bleiben unter sich, werden unterworfen und haben uns zu dienen."

„Aha! Deana! Respekt!", machte Petrus mit geheuchelter Hochachtung. „San dös alle so g'scherte Hammi, daß sie sich dös g'fallen lassen?"

„Sie werden müssen", erwiderte Schliephake bestimmt.

„Also", fuhr Petrus fort, „wia taten nacha Sie das Heiratsgesuch Textor entscheiden?"

„Da müßte man sich diese — äh Lindheimer erst mal ansehen".

„No, wann's weiter nix is", brummelte Petrus, stand auf und zog einen grünen Samtvorhang von einem Alkoven. „Do genga's her".

Eine riesige Glaskugel nahm fast den ganzen Nebenraum ein, vor dem nun Petrus mit dem Neuen sich aufstellte. Der Himmelspförtner drückte einen Hebel nieder.

Ein feiner grüner Schein, immer mehr an Helligkeit zunehmend, rieselte durch den gläsernen Ball. Funken knisterten, Ozongeruch zog durch den Raum. Da schälte sich aus dem Lichtschleier, wo er am dichtesten war, ein junger Mädchenkörper in rührender Nacktheit.

Ein entzückendes Rokokodämchen, feingliedrig, rehschlank, schwarzhaarig, schmalhüftig, von ephebenhafter Bauart. Sie wiegte sich im Tanzschritt, drehte sich wie in einem sanften Menuett, zeigte den biegsamen Rücken, hob die zierlichen Arme und Beine, wehte wie ein Hauch durch die Kugel, im Gefühl ihrer schönen Linien schwelgend.

Schliephakes rassisch geschultes Auge fällte im stillen sofort das Urteil. „Hamitisch mit etwas negroidem Einschlag". Der Fall war für ihn erledigt.

„No?" fragte Petrus erwartungsvoll, als die Kugel erloschen war.

„Nee, Onkel", gestand der Gefragte mit grober Offenheit. Das ist ja ein Judenmädel. Das gibt man doch nicht mit einem Arier zusammen.

„Moanen's wirkli?"

„Auf keinen Fall. Denken Sie doch mal an die Nachkommenschaft."

„No, wissen's, do kunnt i scho aufwarten. Kemma's no amol!"

Und er ließ noch einmal den Strom in die Kugel brausen. Ein herrlich gebauter Jüngling drehte sich augenblicklich im Glas. Nußbraunes Krauselhaar fiel auf die edle, hohe Stirn, große dunkle Augen flammten aus dem schön geschnittenen Gesicht, das einen klassisch modellierten Körper krönte.

„Schaun's, dös war der Enkel von dem Brautpaar Textor", erklärte Petrus. „Seine Muatta würde Katharina Elisabeth Textor hoaßen und würde einen Herrn Goethe heiraten."

Schliephake wiegte skeptisch den Kopf und musterte die Erscheinung. „Oberkörper zu lang. Beine leicht wehmütig, dunkle Augen, braunes Haar — das sind mir zu viel askenasische Merkmale. Das müßte man unbedingt verhüten."

„Also das Gesuch ablehnen, damit die Verbindung nicht stattfindet", erkundigte sich Petrus etwas umständlich.

„Glatt ablehnen. Rasseamt der SS. würde zu so was nie Konsens geben."

Petrus kraute am Hinterkopf in sichtlicher Verlegenheit. Da donnerte draußen der Triebwagen herbei, ein Engelschaffner riß die Himmelstür auf und rief: „Bitte die Herrschaften einzusteigen."

Schliephake baute sich stramm vor Petrus auf, salutierte militärisch und schwang sich auf das Trittbrett.

Unter der Tür rief Petrus ihn nach: „Schad war's halt, Herr Nachbar, wissens, der Goethe tat a großer Dichter wern, ma kunnt scho sagen a Schenie, an Riesenmensch, an geistiger Führer für die Deutschen."

Der Motorwagen fuhr an, und der Fahrgast rief zurück: „Egal! Zu was brauchen wir einen geistigen Führer? Wir haben doch unsern Adolf!"

Städtisches Konzerthaus

Sonntag abend ging im gut besetzten Konzerthaus die ältere Operette **„Der Vetter aus Dingsda"** von Ed. Künecke in Szene. Das Theater hat das Werk, das sich musikalisch durchaus nicht an der Oberfläche bewegt und nicht ausschließlich auf billige Wirkungen spekuliert, auf unser Schauspielensemble umgestellt. In einzelnen Momenten möchte man das bedauern, denn es kommen Lieder vor, die wirklich gesungen gehören. Was uns an musikalischem Genuß dadurch verloren geht, wird aber durch die **darstellerische Lebhaftigkeit**, die das Schwankhafte zum Aufblühen bringt, wieder ausgeglichen. Der Text bewegt sich, von Einzelheiten abgesehen, im Rahmen des Glaubhaften und pflegt einen dezenten Ton, ohne deswegen an Wirkung einzubüßen, wie der jubelnde Beifall bewies. Und dieser Beifall ist fast durchweg mit künstlerischen Mitteln erzielt worden. Diesen Charakter des Stückes traf die Regie des Herrn v. d. Trenck mit glücklicher Hand und hielt ihn auch durch. Unter den Darstellern keine einzige Niete. Frl. Seiberlich, die mondäne Soubrette, erntete mit ihrem Lied an den Mond bei offener Szene Beifall. Paul Müller, der kurzatmige Fresser, und Marie Genter, seine parvenühafte Gattin, zeichneten ein echtes Mastbürgerpaar. Alfons Kloeble als falscher Vetter Roderich wußte aus seinem Part die Komik und den Humor mit feiner Kunst herauszudestillieren. Man muß dem Künstler auch eine volle Anerkennung zollen für die Einstudierung der Tänze, die sich durch Originalität und Geschmack auszeichneten. Von delikatem Reiz war z. B. der Slow Fox im 2. Akt. Kloeble verrät als Arrangeur Ideen und Einfälle, wie er schon öfter zu beweisen Gelegenheit fand. Nett war auch Joachim Ernst als strohblonder Egon von Wildenhagen, ein nordisch bestimmter Blödling, den aber der Darsteller von aller Vergröberung fernhielt. Er gab der naheliegenden Verführung, durch starkes Auftragen der Farben billige Lorbeeren zu ernten, nicht nach, was bei Ernst auf eine gute Dosis Kunstverstand und Geschmack schließen läßt. Er hat auch tänzerisch seit dem „Weißen Rößl" sich noch etwas an Beweglichkeit zugelegt. Lilli Jank trällerte als munterer Geist durch das Ensemble, eine leichtbeschwingte Figur, die man immer gerne sieht. Prüter und Hans Müller gaben ein paar vorzüglich charakterisierte Hausdiener mit hochvornehmen Allüren, Fritz Luthers Humor und Spiel als echter Vetter aus Dingsda blieb noch ein wenig eingefroren. Luther, der prächtige Anlagen mitbringt, muß viel an sich arbeiten, um die Gefahr des Stagnierens zu überwinden. Das Ensemble und Herr Kapellmeister Curt Stern, der sein Temperament dem Orchester mitzuteilen wußte, wurde mit donnerndem Applaus überschüttet. Das Stück dürfte auf Wochen hinaus den Konzerthaussaal füllen. M.

DREI TAGE LIEBE

JOE LEDERER

Copyright 1931 by Universitas Deutsche Verlags-Aktien-Gesellschaft in Berlin

(Nachdruck verboten)

12

„Glaubst du's vielleicht nicht?" erkundigte sich Lena leidenschaftlich. „Du wirst ja sehn, du . . . wirst's ja lesen, wenn wir uns in die Zeitung geben lassen und . . ."

„Natürlich," warf Johanna vorsichtig ein. „Warum sollt ihr denn nicht heiraten? Aber einen solchen Schritt fürs Leben überlegt man sich doch. Ich versteh dich nicht, — du kennst doch den Menschen überhaupt nicht!"

„Och!" Sie lächelte trotzig. „Ich kenn ihn schon." Dann prahlte sie

„Das verstehst du halt nicht, Johanna! Der Franz, der wird mich auf Händen tragen, — ja? Was war ich denn hier die ganze Zeit? Ich frag dich, Johanna, was ich . . . ."

Noch das kleine, prahlerische Lächeln auf den Lippen, fing Lena von einer Sekunde zur anderen an zu weinen. Sie weinte vor sich hin, lautlos, ohne eine Miene zu verziehen.

„Ein Niemand war ich, der letzte Dreck, — nichts als ein Bauernmensch, ein blödes. Die guten Stunden, die ich gehabt hab, die kann sich einer an den Fingern abzählen."

„Glaubst du, daß du mit dem Franz lauter gute Stunden haben wirst?" fragte Johanna nach einer Weile.

„Der Franz . . ." sie rieb sich mit der Faust die Augen trocken und lächelte wieder.

Och, Johanna, — er hat doch gleich auf der Stra . . . im Saal gesagt, ob ich ihn heiraten will. So innig hat er das zu mir gesagt, willst du mich heiraten, mein Trost, mein Augenstern, Glück meines Lebens . . ."

Achtes Kapitel

Dieser Sonntag war wirklich ein Tag allerersten Ranges! Ein einziges Fest, jawohl. Ein Tag, so rund und süß wie ein Apfel.

Schließlich kann man es ein Ereignis nennen, in einer strahlend neuen Chrysler-Limousine quer durch Berlin und dem Wannsee entgegen zu sausen. Gut, — es handelt sich dabei um eine Schwarzfahrt, — aber das geht einzig und allein einen gewissen Herrn Otto Kullak an, der dabei seine Stellung riskiert. Und da Herr Kullak selbst keineswegs beunruhigt ist, — „Mensch der Alte is in Köln, alles jeht in Ordnung!" — so bleibt nur die berauschende Tatsache, mit hundertzehn Kilometer Geschwindigkeit über die Avus zu rasen.

Da lernt man erst, was das bedeuten kann: sit—zen! Auf braunem Plüsch sitzen, die Arme nachlässig über die Seitenlehne gelegt, Beine weit abgestreckt, — und dabei durchs Fenster sehn, wie Baum und Rasenband vorüberjagen.

Herbstliches, bleiches Gras. „Fahr Phoenix-Cord, der hält!" Rotgelbe Farbklexe tanzen vorbei, Reklametafeln mit Riesenbuchstaben.

Als Franz die Scheibe herunterdreht, springt der Wind ins Coupe. Der Himmel glänzt, zart und blau wie ein Seidentuch. „Fahr Phoenix-Cord, der hält! Nur Phoenix-Cord, fahr Phoenix-Cord . . ."

Herr Kullak sitzt am Volant, in korrektem Dreß, so blank und gebügelt wie nur je ein Herrschaftschauffeur.

„Haben Sie's bequem?" erkundigt sich Betty. Kleine Betty, süße Betty, Friseuse aus der Augsburger Straße. Ihre rotbraunen Löckchen zittern im Wind.

„Gefällt es Ihnen, Fräulein Lena?" ruft Herr Kullak nach rückwärts, ohne den Blick von der Straße zu lassen.

Auf braunem, weichem Plüsch! Mit hundertzehn Kilometer über die Avus. Solche Freunde hat Franz!

Lena sitzt stumm und erregt in ihrer Ecke. Ach, daß der Mensch nur zwei Augen hat, um die schöne Welt anzublicken und in sich hineinzutrinken! Ach, daß der Mensch so wenig Worte hat, um zu flüstern, zu stammeln, zu schreien, was er fühlt!

Lena packt Franzens Hand, preßt sie, daß er alle ihre Fingernägel zu spüren bekommt.

„Ich freu mich, — ja?"

Franz dreht den Kopf zu ihr und schweigt und grinst.

Lena versucht zurückzulächeln, aber dann wird sie verlegen und wendet sich zum Fenster.

„Lena . . ."

„Wie die Sonne scheint!" erklärt sie hastig und drückt sich fast die Nase platt am Fensterglas.

„Sieh mich doch an!" sagt er. „Ich hab das so gern, wenn du mich ansiehst!"

Kaffeestunde in einer kleinen, ruhigen Gasthausstube. Vor den Fenstern liegt der See.

Gedalber, heimliche Küsse, und ein altes kreischendes Grammophon macht die Musik dazu.

Als Kullak und Braut ein Paket Zeitungen herholen, Kopf an Kopf gelehnt zu lesen beginnen, emsig und vertieft, nimmt Franz seine Lena unterm Arm.

„Wir gehn 'n bißchen spaziern, — Wiedersehn!"

Sie stapfen langsam die Autostraße entlang, biegen dann ab zum Kiefernwald.

Stumm ist der Wald, einsam ist der Wald. Die Bäume schimmernd rot im Sonnenlicht. Vom See her schreit ein Dampfer.

Schritt für Schritt, hügelauf.

„Spürst du, wie das riecht, Lena?"

Kiefern, Erde, Wind. So duftet nur der Sonntag.

„Freust du dich noch immer, Lena?"

Sie schweigt. Aber ihr Mund brennt vor Liebe und Entzücken. Wie ihr Haar glänzt. Die Sonne scheint ihr gerade ins Gesicht. Sie hat den Mantel offen, und Franz sieht zum erstenmal, wie abgetragen das schwarze Cheviotkleid ist, spiegelnd an den Säumen und fast grünlich vor Alter.

„Zu Weihnachten schenk ich ihr 'n hochprima Kleid!" denkt Franz. „Ein rotes Samtkleid schenk ich ihr!"

Franz kennt sich zwar ein wenig aus mit Frauenkleidern und Mode, — aber schließlich ist er nur ein Mensch und abhängig von starken Eindrücken. Als Junge hatte er einmal eine Dame im roten Samtkleid gesehen, sie war von der Haustür zu ihrem Wagen gegangen, — und das hatte keine halbe Minute gedauert. Aber Jahre lang war sie dann durch seine Träume geschritten, im roten Samtkleid, köstlich anzusehn und unerreichbar.

Eine Lichtung tut sich auf, mit mannshohem Jungholz, buschig und verwachsen.

„Komm, Fräulein, komm! Große Entdeckungsreise!"

Sie müssen sich ganz dicht aneinander drängen, die Aeste schnellen ihnen ins Gesicht.

Franz entdeckt: einen alten Schuh, mehrere Schneckenhäuser und an einer erdigen Stelle eine winzige Hufspur.

„Da is'n Reh gegangen! Du, Lena, da is sicher 'n Reh gegangen!"

Er kann sich nicht davon trennen, immer wieder biegt er das Geäst auseinander und schnuppert herum. „Schade, — ich hätt so gern 'n Re gesehn!"

Ferner entdeckt er eine graue Vogelfeder und eine bemerkenswerte Moosart.

„Das muß unbedingt was Seltenes sein! Sie doch hin, Menschenskind, — so was siehst du nich alle Tage!"

Franz ist in der Großstadt geboren und neigt dazu, die Natur zu überschätzen.

Schweigend gehen sie weiter, drängen sich durch das Gewirr von Busch und Aesten. Unter ihren Schritten knacken trockene Zweige.

„Is das schön?" fragt Franz, nur für sich selbst, sehr leise, und sieht sich um. Oktobersonne, Harzgeruch und Stille. „Ja, es is schön!" Dann gehen sie weiter.

Eine Krähe fliegt ab und schwirrt dicht an ihnen vorbei.

„Sie!" ruft Franz und winkt ihr nach. „Tausend Grüße an den Herrn Gemahl! Warten Sie doch'n Moment . . . ."

Aber die Krähe wartet nicht, sondern verschwindet ins Unbekannte.

(Fortsetzung folgt.)